

Wie in Kapitel 3.5 (Poststrukturalistische Analyseansätze und Darstellung der Ergebnisse) ebenfalls bereits ausgeführt wurde, verfahre ich im ersten Teil der Ergebnisse chronologisch und gehe den Spuren aus den Erzählungen hinsichtlich der verschiedenen Stadien der Fernbeziehung nach (Kap. 4.1). Dabei wird die zeitliche Struktur betont. Den zweiten Teil nenne ich ›Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.‹ (Kap. 4.2). In diesem Teil wird es um den Versuch gehen, die Verbindungslien zwischen thematischen Knotenpunkten zu fokussieren und somit weniger die zeitliche, sondern vielmehr die räumliche Dimension in den Blick zu bekommen. Das Rhizom (Deleuze & Guattari, 1977) fungiert dabei nicht nur als Darstellungsform, sondern auch als Prinzip der Analyse: Es ist sowohl Ergebnis als auch Prozess einer Praxis der Wissensproduktion. Eine rhizomatische Perspektive ermöglicht es meines Erachtens, die Kontingenz, Dynamik und Offenheit der Erzähltexte zu berücksichtigen sowie unerwartete thematische Verbindungen herzustellen. Die zur Darstellung der Analyseergebnisse getroffene Unterscheidung zwischen einer ›zeitlichen Strukturierung‹ und einer ›räumlichen Dimensionierung‹ stellt eine Heuristik dar und es wird sich im Verlauf dieses Kapitels zeigen, dass sich das Zeitliche und das Räumliche zuweilen auch überlagern und nicht konsequent auseinandergehalten werden können (vgl. hierzu die theoretischen Überlegungen in Kap. 6.1.3 und Kap. 6.4.1).

4.1 Zeitliche Strukturierung: Zehn erste Spuren

4.1.1 Vor Beginn der Fernbeziehung

Erste Spur – Kennenlernen

Die im Folgenden skizzierte erste Spur markiert das erste Stadium einer Fernbeziehung und handelt vom Kennenlernen der Beziehungspartner_innen. Die Erzählerin B. erzählt hierzu Folgendes:

B¹: Ok, also soll ich einfach einmal ganz so anfangen, wie wir uns kennengelernt haben, oder, ist das wichtig?
 M: Vielleicht, ja.

1 Bei dialogischen Passagen aus den Interviews wird im Folgenden zur Kennzeichnung der Einsätze der Gesprächspartnerinnen der erste Buchstabe ihres Vornamens (A., B., F. oder L.) verwendet. Meine Einsätze sind durch die Abkürzung ›M.‹ gekennzeichnet. Am Ende von zitierten Passagen stehen immer die Abkürzungen der Vornamen der Gesprächspartnerinnen und die betreffenden Zeilenummern aus dem Transkript. Bei den Gesprächspartnerinnen F. und L., mit welchen je zwei Gespräche geführt wurden, wird zusätzlich angegeben, ob es sich um eine Passage aus dem ersten oder aus dem zweiten Gespräch handelt (z.B. L1: 22-33).

B: Ist das ... ok. Also es war eben ... immer wenn mich Leute fragen, (kommt mir immer vor?) es ist mega kitschig (lacht) und es ist nicht aus einem Film, es ist wirklich so (lacht). Also, ich war mit meinen Eltern und mit meiner Schwester eigentlich waren wir äh in den Ferien auf einem Schiff in (Land), das so auf dem Fluss fährt von (Land) hoch nach (Land), und wir waren dort eigentlich wirklich nur so ältere Leute (unverständlich), wo wir so das Gefühl hatten, ja, das wird jetzt halt einfach so wahrscheinlich das letzte Mal sein, wo wir mit unseren Eltern in die Ferien gehen können, und dann gehen wir jetzt einfach mit ihnen mit. Und dann äh haben wir aber halt auch, weil es eine sehr junge Crew war, konnten wir immer wieder mal mit der Crew reden und viele haben Deutsch verstanden und konnten Englisch reden. Und dann sind wir so ein bisschen mit denen in Kontakt gekommen und mein Freund war eben dort Matrose auf diesem Schiff (lacht). Wirklich so ein mega Hollywoodklischee. Und ja, dann haben wir uns irgendwie mega gut schon verstanden von von Anfang an eigentlich und haben dann entdeckt, dass wir so ein bisschen den gleichen äh Filmgeschmack haben und dann hat er sich mal so am letzten Abend dazu überwunden mich zu fragen, ob wir zusammen ins Kino gehen wollen und wir waren dann zusammen noch in der Stadt und die Nummern ausgetauscht und eigentlich am nächsten Tag bin ich eigentlich nach Hause gefahren also (lacht) wirklich, wir haben uns nicht lange gekannt und dann haben wir einfach angefangen, bestimmt so zwei, anderthalb, zwei Monate haben wir eigentlich geschrieben sehr oft, fast täglich und dann irgendwann noch angefangen mit Skypen und ähm ja, Snapchat irgendwie jeden Tag, immer, ständig. Und dann ist er eben dann mal äh in die Schweiz gekommen und ... mit seiner Schwester, für eine Woche und dann sind wir zusammengekommen und dann zusammen angefangen und das hält jetzt schon seit anderthalb Jahren, genau (lacht). (B: 18-45)

Die von mir formulierte Einstiegsfrage nach den Erfahrungen und Erwartungen bezüglich der Fernbeziehung und danach, wie es überhaupt dazu gekommen sei, war gegebenenfalls zu umständlich, denn die Erzählerin B. reagiert mit einer Rückfrage. Diese Rückfrage dient möglicherweise der Sicherstellung, dass ihr Vorhaben, den Anfang ihrer Fernbeziehungsgeschichte mit dem Kennenlernen ihres jetzigen Partners zu setzen, für mich als Forscherin akzeptabel ist. Die Frage, ob die Geschichte des Kennenlernens wichtig sei, kann als Versuch der Erzählerin B. gelesen werden, beim Erzählen möglichst auf für die Forschung als relevant Erachtetes zu fokussieren. Doch was könnte das für die Forschung Relevante sein? Mit meinem »vielleicht, ja« möchte ich die Erzählerin B. in ihrem Vorhaben, die ›Kennenzellsequenz‹ zu erzählen, bestärken. Dies soll wohl betonen, dass die Erzählerin den Startpunkt ihrer Geschichte selbst wählen könne. Mit dem »vielleicht« wird jedoch zugleich ein Zögern oder eine Ungewissheit zum Ausdruck gebracht. Diese steht in Bezug zur potenziellen Wichtigkeit der darauffolgenden Erzählung, denn ich weiß nicht, worauf sich diese Wichtigkeit bezieht. Die Wichtigkeit der ›Kennenzellsequenz‹ ist für die Erzählerin B. wahrscheinlich sehr wichtig, da sie sich in ihrer Erzählung auf diese konzentriert.

lernsequenz für die gesamte Fernbeziehungsgeschichte kann nur die Erzählerin B. selbst einschätzen. Und die Wichtigkeit dieser Sequenz für meine Analyse dieses und weiterer Interviews kann ich als Forscherin zum Zeitpunkt des Gesprächs nicht ermessen. Die Frage nach der Wichtigkeit stellt sich mir zum Zeitpunkt des Gesprächs – wie auch jetzt – als Irritation dar. Ebenso irritierend ist auch die Eingangssequenz der Erzählung selbst. Der erste Auftakt der Erzählung »also es war eben« wird abgebrochen und die Erzählerin B. stellt ihrer Erzählung eine evaluative Vorbemerkung, die eigentlich erst danach mit dem zweiten »also« beginnt, voran: Ihr komme es immer »mega kitschig« vor, wenn jemand sie frage, wie ihr Partner und sie sich kennengelernt hätten, und es sei eben »nicht aus einem Film«, sondern wirklich. Man könnte in dieser Äußerung ein gewisses Erstaunen darüber vermuten, dass sich etwas, was es sonst nur im »Film« gibt, auch in der Wirklichkeit ereignen kann. Das Kennenlernen der beiden ist aber gleichwohl nicht ganz so erstaunlich vor dem Hintergrund der Ausführungen, dass auf dem Schiff sonst »eigentlich wirklich nur so ältere Leute« weilten. So ist es durchaus gut nachvollziehbar, dass B. und ihre Schwester mit der »sehr junge[n] Crew« in Kontakt kamen, um über für sie interessante Dinge zu sprechen. Zudem könnte durch die Abgrenzung ihrer persönlichen Geschichte von einem Film herausgestellt werden, dass die Erzählung tatsächlich als wichtig – da real und für das eigene Leben von großer Bedeutung – erachtet wird und damit erst erzählenswert erscheint. Die Tatsache, dass sie ihren jetzigen Partner auf dem Schiff kennengelernt hat, auf dem sie mit ihrer Familie Urlaub gemacht und er als Matrose gearbeitet hat, kommt ihr wie ein »mega Hollywoodklischee« vor: Eine Begebenheit, wie es sie sonst nur in einem Film gibt, aber eben dennoch im wirklichen Leben. Das Schiff ist nach Foucault (2005) »die Heterotopie² *par excellence*« (S. 21f.): »[E]ein Stück schwimmender Raum« (ebd., S. 21), der wirklich und wirksam ist und doch vollkommen anders und »jenseits aller Orte« (ebd., S. 11) existiert. Das heterotopische Schiff ist »das größte Reservoir für die Fantasie« (ebd., S. 21). Vielleicht wird auf einem Schiff auch eine fantastische Wirklichkeit möglich, die sonst nur in Filmen geschaffen wird?

Die Erzählerin B. und ihr jetziger Partner gingen auf seine Initiative hin an ihrem letzten gemeinsamen Abend ins Kino. Auch das Kino ist ein heterotopischer Ort, an welchem »mehrere Räume [...], die eigentlich unvereinbar sind« (Foucault, 2005, S. 14), zusammenkommen. Dieser Kinobesuch am Abend vor B.s Abreise wird in der Eingangssequenz erwähnt, jedoch nicht detailliert narrativ ausgeführt. B. erwähnt lediglich kurz, dass ihr jetziger Partner sich »dazu überwunden« habe, sie

² Charakteristisch für Heterotopien ist, dass sie »alle anderen Räume in Frage [stellen], und zwar auf zweierlei Weise: entweder [...] indem sie eine Illusion schaffen, welche die gesamte übrige Realität als Illusion entlarvt, oder indem sie ganz real einen anderen realen Raum schaffen, der im Gegensatz zur wirren Unordnung unseres Raumes eine vollkommene Ordnung aufweist« (Foucault, 2005, S. 19f.).

zu fragen, ob sie mit ihm ausgehen wolle. In Bezug auf diese Situation scheint die Erzählerin selbst keine aktive Rolle gespielt zu haben. Der gemeinsame Kinobesuch wird zu einem späteren Zeitpunkt des Gesprächs jedoch noch einmal aufgegriffen:

Und ähm, ja, er hat eben schon ... das das war dann auch so am Anfang wirklich das erste Mal, wo wir ähm dann zusammen ins Kino gegangen sind, hat er auch auf mich so wirklich so eine beruhigende Art gehabt, wo man einfach das Gefühl hat, das ist jemand, den ich schon seit ewig kenne, und ich könnte ihm jetzt eigentlich alles erzählen. Also das gab so wirklich so die die Ver ... den Vertrauens ... diese Basis eigentlich schon am Anfang. (B: 700-705)

Das Vertrauen wird relevant gemacht, denn man könne den Partner oder die Partnerin in einer Fernbeziehung aufgrund der räumlichen Distanz nicht einfach »überraschend besuchen« (B: 687), sondern man müsse »ja wirklich einfach komplett vertrauen, dass das, was die Person gesagt hat, so stimmt« (B: 689-690). Die Vertrauensbasis zwischen der Erzählerin B. und ihrem Partner hat sich somit nicht erst im Verlauf der Beziehung entwickelt, wie man vermuten könnte, sondern war ganz am Anfang bereits da. In der Erzählung von B. ist dies – neben der Tatsache, dass sie viele gemeinsame Interessen teilen und sich gut gegenseitig Dinge erzählen können – mit ein ausschlaggebender Grund dafür, überhaupt eine Fernbeziehung einzugehen. Um unterschiedliche Gründe, die die Erzählerinnen für ihre Fernbeziehungen angeben, geht es in der folgenden zweiten Spur.

Zweite Spur – Gründe für eine Fernbeziehung

Als Grund für ihre Fernbeziehung gibt die Erzählerin A. ihre Berufstätigkeit und diejenige ihres Partners an. Diese zeichnen sich durch häufiges Wechseln der Arbeitsorte aus und der vielfältige Einfluss ihrer beider Berufstätigkeiten auf die Beziehung wird als wiederkehrendes Element in der Erzählung von A. in unterschiedlichen Zusammenhängen aufgerufen:

Also für uns ist es so, dass wir uns im Ausland kennengelernt haben, weil wir beide im Ausland gearbeitet haben. Ich für das schweizerische (...) Ministerium und er ist (Nationalität) und hat für das (...) (...) Ministerium gearbeitet. Ähm und wir haben beide am gleichen Ort gearbeitet, dort haben wir uns kennengelernt und dort konnten wir dann auch mehr oder weniger ein Jahr am gleichen Ort wohnen und arbeiten. Und dort sind wir relativ schnell ein Paar geworden. Und eigentlich nach diesem ersten Jahr sind wir aber nie mehr wie am gleichen Ort gewesen, sondern entweder war ich irgendwo im Ausland am Arbeiten oder er und ja ... oder ich in der Schweiz und er im Ausland oder er in (Land) und ich im Ausland, irgendwie so. Und im Moment, wir sind jetzt seit fünf Jahren zusammen, im Moment habe ich mich ziemlich, irgendwie damit eingerichtet, es hat auch Zeit gebraucht. (A: 8-19)

Der Einsatz der Erzählerin A. zeichnet sich durch einen relativ geringen Detailierungsgrad aus und so wird beispielsweise nichts darüber erzählt, wie sich der Beginn ihrer Beziehung abgespielt hat. Stattdessen lässt sich eine Fokussierung auf ihre Arbeitssituationen und die damit einhergehenden Wechsel der Wohnorte beobachten. In dieser Eingangssequenz wird durch den letzten Satz bemerkbar gemacht, dass die Erzählerin A. sich »ziemlich, irgendwie damit eingerichtet« habe, obwohl dies »auch Zeit gebraucht« habe. Die Formulierung »ziemlich, irgendwie« scheint mir aufschlussreich zu sein. Es ist einerseits möglich, dass diese Formulierung lediglich eine Sprechgewohnheit von A. ist, der nicht unbedingt eine große Bedeutung beigemessen werden kann. Andererseits könnte diese Formulierung als Relativierung der Aussage gelesen werden, dass die Erzählerin sich mit der Situation arrangiert habe. Unmittelbar im Anschluss an diesen Satz fährt sie folgendermaßen fort: »Ähm und für mich ist es im Moment auch eine coole Lösung, aber schon auch mit der Perspektive, dass es irgendwann einfach ändern muss. Also dass man irgendwann zumindest einmal längere Zeit am gleichen Ort ist« (A: 19-20). Die Fernbeziehung als »coole Lösung« auf Zeit, aber nicht für immer? Auf diese Passage aus dem Gespräch mit A. wird zu einem späteren Zeitpunkt (zehnte Spur – »Wie geht es weiter?«) zurückzukommen sein.

In der Erzählung von L. ergibt sich der Grund für ihre Fernbeziehung aufgrund ihrer Entscheidung, ein Masterstudium in einer anderen Stadt aufzunehmen:

Äh, mein Freund und ich wir sind schon jetzt äh bald fünf Jahre zusammen. Haben am Anfang in der gleichen Region gewohnt, dann in zwei verschiedenen Städten, die aber relativ nah beieinander waren und dann haben wir uns entschieden zusammenzuziehen, das waren da ungefähr zweieinhalb Jahre und dann war ich mit meinem Bachelor fertig und hab mich für 'nen Master entschieden und musste deshalb umziehen und jetzt wohnen wir 250 Kilometer getrennt. (L1: 27-33)

In dieser Passage von L. ist von zwei Entscheidungen die Rede: Die erste Entscheidung wird in der Erzählung als gemeinsame dargestellt (»dann haben wir uns entschieden zusammenzuziehen«). Die zweite Entscheidung, in welcher der Grund für die Fernbeziehung liegt, erscheint durch die Formulierung »hab mich für 'nen Master entschieden« als alleinige Entscheidung L.s. Die Erzählerin L. berichtet möglicherweise deshalb in der Eingangssequenz unseres Gesprächs nicht darüber, wie sie und ihr Partner sich kennengelernt haben, weil sie vor der Fernbeziehungsphase bereits ein Paar waren. Dies zu erzählen, erscheint ihr im Rahmen der Schilderung ihrer Fernbeziehungsgeschichte als nicht nötig. Vielmehr wird herausgestellt, dass sie und ihr Partner davor – also vor der Phase der Fernbeziehung – zusammengewohnt hätten, und die jetzige Situation der 250 Kilometer Distanz zwischen ihnen beiden wird vor diesem Hintergrund als »ein ganz schönes Stückchen« (L1: 33) bezeichnet. Vielleicht würden die 250 Kilometer von L. als weniger weit empfunden, wenn sie nicht zuvor bereits ungefähr zweieinhalb

einhalb Jahren eine Wohnung geteilt hätten? Gegen Ende des ersten Gesprächs erzählt L. davon, dass sie nach dem Abitur immer vorgehabt habe, »ganz weit weg zu gehen und halt irgendwie nur so zu Weihnachten, Ostern oder so heimzukommen« (L1: 584-586). Es ließe sich vermuten, dass es für die Erzählerin L. durchaus eine Zeit gegeben hat, in der sie die Vorstellung einer Distanz von 250 Kilometern als weniger weit empfunden hätte. Das Vorhaben des Ganz-weit-Weggehens wurde wohl nie realisiert: Es sei eben »einfach alles ganz anders« (L1: 586) gekommen. Weshalb dieses Vorhaben (bzw. die Vorstellung desselben) nicht in die Tat umgesetzt wurde und was genau alles anders kam, wird zu diesem Zeitpunkt des Gesprächs jedoch nicht weiter ausgeführt. Im zweiten Gespräch erwähnt die Erzählerin L., dass sie und ihr Partner »kurz nach dem Abi zusammengekommen« (L2: 95) seien. Der Beginn der Beziehung scheint der Grund (oder zumindest einer der zentralen Gründe) dafür gewesen zu sein, nicht »ganz weit« wegzugehen. L.s Erzählung könnte so gelesen werden, dass die Beziehung zwischen ihr und ihrem Partner zunächst zu immer mehr räumlicher Nähe führte, obwohl L. nach dem Abitur die Vorstellung (oder den Wunsch?) gehegt hatte, wegzugehen. Die räumliche Nähe kulminierte in der gemeinsamen Wohnung. Es ist die Entscheidung von L., an einer anderen Universität einen Master zu absolvieren, die zum Beginn der Fernbeziehungsphase und damit zu einer Aufhebung der räumlichen Nähe führt. Diese Aufhebung der räumlichen Nähe muss in zweierlei Hinsicht als temporär bezeichnet werden: Einerseits treffen sich L. und ihr Partner in regelmäßigen Abständen (ungefähr alle zwei Wochen) und andererseits hat auch die Erzählerin L. vor, ihre Fernbeziehung – die sie als »längerfristige Zwischenlösung« (L1: 572) bezeichnet – irgendwann wieder in eine Nahbeziehung zu überführen: »Wir wissen schon, das geht noch 'n Weilchen, aber mit dem Ziel halt irgendwann nicht mehr führen ... also nicht mehr 'ne Fernbeziehung führen zu müssen« (L1: 573-575).

Dritte Spur – Überlegungen dazu, wie die Fernbeziehung sein wird

Eine dritte Spur, die sich auf die Zeit vor der Fernbeziehungsphase bezieht, betrifft die vielfältigen Überlegungen der Gesprächspartnerinnen darüber, wie die Fernbeziehung dann sein werde. Solche Überlegungen werden jedoch nicht nur in Bezug auf die aktuelle Beziehung angestellt. Stattdessen zeigt sich, dass nicht zuletzt Erfahrungen aus früheren (Fern-)Beziehungen in dieses Nachdenken einfließen. So berichtet A. Folgendes:

Es war am Anfang auch nicht so klar, sowieso, wie es weitergeht, und es war schon immer ein bisschen ... also, ich glaube, wir sind heute nach fünf Jahren an einem ganz anderen Punkt in der Beziehung. Am Anfang war das äh viel unklarer, ob das überhaupt funktioniert, und viel eher so, ja, jetzt probieren wir mal. Und als ich dann eigentlich heimgekommen bin, hab ich gedacht, ja, jetzt schauen wir mal äh, wie es sich weiterentwickelt. Und auch so ein bisschen im Hintergedan-

ken, dass ... Also ich hatte auch schon in der Vergangenheit Fernbeziehungen und dort hat es dann wirklich nicht funktioniert und (unverständlich) ... nicht so stark hineinsteigern. Und dann hat das dann eben erstaunlicherwe ... also ich finde irgendwie auch erstaunlich, hat es irgendwie funktioniert. (A: 58-68)

Die Erzählerin A. nimmt eine Unterscheidung zwischen der »unklare[n]« Situation ihrer Beziehung zu Beginn und der Situation jetzt nach fünf Jahren vor. Ambivalent erscheint hierbei der abgebrochene Halbsatz »und es war schon immer ein bisschen ...«, denn damit könnte angedeutet sein, dass die momentane Situation nach wie vor »nicht so klar« sei. Daneben wäre es aber beispielsweise auch möglich, die drei Punkte durch die Wörter »ungewiss«, »schwierig«, »herausfordernd o.Ä. zu ersetzen. Ein eher negativ konnotiertes Wort scheint mir jedenfalls wahrscheinlicher zu sein als ein positiv konnotiertes, auch wenn sich dies nicht abschließend klären lässt. Der darauffolgende Satz weist jedoch in eine andere Richtung, da postuliert wird, dass ihre Beziehung jetzt »an einem ganz anderen Punkt« sei. Die weitere Erzählung von A. ist durch eine recht gelassene Haltung im Sinne von »ja, jetzt schauen wir mal äh, wie es sich weiterentwickelt« gekennzeichnet, die jedoch nicht unabhängig von ihren früheren Erfahrungen mit gescheiterten Fernbeziehungen ist. Vor diesem Hintergrund zeigt sich A. in ihrer evaluativen Einlassung zum Schluss dieser Passage auch erstaunt darüber, dass es mit ihrem jetzigen Partner bisher »irgendwie funktioniert« habe. Zu einem späteren Zeitpunkt in diesem Gespräch äußert sich die Erzählerin A. darüber hinaus dahingehend, dass sie sich eine längere Fernbeziehung nicht (mehr) zugetraut habe. Dies wird in einen Zusammenhang mit dem mühevollen Alleinsein gestellt: »Also ich hatte früher ... ich hatte mir das auch nicht so zugetraut, so lange eine Fernbeziehung zu haben, weil ich hatte ja wirklich auch Mühe mit dem Alleinsein« (A: 339-341). Im Anschluss an diese Äußerung stellt die Erzählerin A. aus ihrer jetzigen Perspektive heraus, dass sie sich entwickelt habe und dass dies etwas sei, womit sie »heute schon besser umgehen« (A: 346) könne. Diese Entwicklung lässt sich womöglich auch in Bezug zur Eingangssequenz (siehe zweite Spur) setzen: Es habe Zeit gebraucht, sich mit der Situation der Fernbeziehung und den häufigen Wohnortwechseln einigermaßen zu arrangieren. Dennoch besteht der Wunsch, gewisse Dinge »nicht immer [...] alleine machen« (A: 344-345) zu müssen: »Manchmal fände ich es eben schon schön, wenn noch jemand mit dabei wäre, auch die banalen Sachen, oder. Wenn es jetzt darum geht, welches Geschirr soll ich jetzt kaufen für unsere Wohnung oder so« (A: 341-344). Das Beispiel mit dem Geschirr kann als hypothetisches Beispiel oder im Sinne eines Zukunftswunsches gelesen werden, denn die Erzählerin A. und ihr Partner haben zum Zeitpunkt des Gesprächs keine gemeinsame Wohnung. Die Formulierung »unsere Wohnung« lässt sich möglicherweise aber auch metaphorisch lesen: A. könnte damit eine Art symbolisches Zusammensein meinen, obwohl es formal keine gemeinsame Wohnung ist. »Unsere Wohnung« würde in A.s Erzählung dann

das Stiften einer symbolischen Gemeinschaft zwischen ihr und ihrem Partner bezeichnen.

Sehr ausführlich beschreibt die Erzählerin B. ihre Überlegungen vor Beginn der Fernbeziehung, nachdem meine Frage sie zu diesen Ausführungen aufgerufen hat. In der nachstehenden Passage vermischen sich B.s Überlegungen, die sich auf die Zeit vor der Fernbeziehungsphase beziehen und die auch mit Erfahrungen aus vergangenen Beziehungen zusammenhängen, allmählich mit Erfahrungen, die sie während der Beziehung mit ihrem jetzigen Partner bereits gemacht hat. Eine klare Unterscheidung zwischen den ›Überlegungen vor‹ und den bisherigen ›Erfahrungen mit‹ lässt sich nicht vornehmen.

M: Da wäre meine Frage jetzt eigentlich trotzdem auch noch so ein bisschen also, ob du dir schon im Vorfeld vielleicht auch ein bisschen überlegt hast, wie könnte das dann sein oder=

B: = ja =

M: = ist oder hast du einfach wirklich gar nicht daran gedacht und einfach, ach ich mach ... ich versuche es jetztz=

B: = ja, ja, also ich meine, dadurch, dass wir eben relativ lange schon miteinander geschrieben hatten, schon halt sozusagen auch ein bisschen überlegen mussten ... das, wie wäre, wie wäre denn das, so die diese Situation so abwägen, Kompro ... äh ko ... pro und kontra (lacht), was ... ja, kann ich damit umgehen? Und dann hat so ... hatte ich irgendwie auch voll viele Momente, wo ich das Gefühl hatte, eigentlich hat es ... bringt es noch ganz viel Positives mit sich, weil ich war vorher in einer dreijährigen Beziehung und nach dem habe ich gemerkt ... ich hatte wirklich nicht so oft Zeit für jetzt Kolleginnen und Kollegen³ ... oder weniger oft Zeit für sie. Und dadurch, dass man dann wie so die fixen Punkte hat, man weiß, zwei Wochen bin ich einfach wirklich nur vollkommen für diese Person da und dann machen wir zusammen etwas, schauen irgendwie etwas in der Schweiz an oder bei ihm in (Land). Und dann sind wir wirklich einfach nur für uns zwei da und wir müssen nicht irgendwelche anderen Sachen machen und man hat dann auch nicht das Problem, dass man sagt, ja du interessierst dich zu wenig für mich oder so, und man macht ja einen relativ großen Aufwand, um überhaupt die Person zu sehen. Und dann verstehen das auch viele andere Kollegen und sagen, ja ja, mach du ruhig etwas mit ihm und so. Und in den anderen Wochen habe ich dann dafür einfach Zeit für meine Hobbys und für meine Kolleginnen und für meine Kollegen. Und dann kann ich ... habe ich so so wie ein bisschen beides halt, ich kann, ich kann das voll ausleben, wenn ... das Beziehungsleben, aber auch eben mit den Freunden

3 Im Schweizerdeutschen sind mit ›Kolleg_innen‹ nicht ausschließlich Arbeitskolleg_innen gemeint, sondern auch gute Freund_innen können so bezeichnet werden, wie dies hier und in weiter unten folgenden Passagen aus dem Gespräch mit B. der Fall ist.

und Freundinnen etwas zu unternehmen, ohne dass man dann einfach ... dass das dann wie so kollidiert. (B: 217-246)

Die Fokussierung auf die vor Beginn der Fernbeziehungsphase als positiv imaginierten Aspekte bzw. die bisherigen Erfahrungen während der Fernbeziehung – einerseits die Möglichkeit, während der ›getrennten Phasen‹ viel Zeit für Kolleg_innen und Freund_innen zur Verfügung zu haben (was offenbar in einer früheren Nahbeziehung etwas zu kurz kam), und andererseits die intensiven ›gemeinsamen Phasen‹ zu zweit – zeigt sich zu einem etwas späteren Zeitpunkt im Gespräch mit B. erneut:

Also ich habe mir das wirklich relativ lange überlegt, ob das wirklich das ist, was ich will, bis zu diesem Zeitpunkt, wo er ja da war. Als er dann kam, wusste ich schon, ich muss mich eigentlich entscheiden können. Aber es war dann eigentlich auch ... als ich dann begonnen habe, das eben so ein bisschen von einer anderen Seite her zu sehen, weniger so das Vermissen und dass man einander nicht sieht, sondern eben das auch ... dass ich so ein bisschen beides reinbringen kann, dann war es eigentlich für mich klar, dass ich ... so so kann ich mit dem leben und das geht gut und dann versuche ich es einmal und dann (schau ich?) wie das mit ihm geht, also wie er das so macht, schafft, ja, genau. (B: 272-281)

In dieser Passage benennt die Erzählerin B. aber auch die weiter oben angedeuteten »[K]ontra«, nämlich »das Vermissen und dass man einander nicht sieht«. Alles in allem scheinen die vorgestellten positiven Aspekte jedoch zu überwiegen und sich in der Haltung »dann versuche ich es einmal« niederzuschlagen. Explizit wird dabei der Partner mitberücksichtigt, denn schließlich spielt auch er eine Rolle bei diesem ›Versuch‹, eine Fernbeziehung einzugehen.

Eine andere Stelle lässt noch einen weiteren Aspekt des Bedenkens aufscheinen, der sich jedoch als unproblematisch herausgestellt hat:

Da hatte ich schon am Anfang so ein bisschen Sorgen, wie ist der jetzt, weil er hat mir so ein bisschen geschildert, wie seine Mum ist, und dann hatte ich schon so ein bisschen Sorgen, so ein bisschen eine, wie sagt man, eine Löwenmutter (lacht), so beschützend. Dann habe ich auch schon gedacht, ok, aber es hat wirklich so gut geklappt, sie sind mega lieb. (B: 377-381)

Mit dem »sie« im letzten Halbsatz meint die Erzählerin wohl die Eltern ihres Partners oder dessen Familienmitglieder. Diese kurze Passage über das anfängliche Bedenken B.s bezüglich der (vermeintlichen?) »Löwenmutter« ihres Partners steht im Kontext ihrer Ausführungen hinsichtlich der Wichtigkeit der Unterstützung ihrer Beziehung, die das Paar von beiden Familien erfährt. Ebendiese familiäre Unterstützung, welche die Erzählerin B. betont, wird in der siebten Spur (›Abschiede‹) erneut thematisch werden.

Die von der Erzählerin L. geäußerten Bedenken, die sich auf die Zeit vor dem Beginn ihrer Fernbeziehungsphase beziehen, stehen in einem Zusammenhang mit der Tatsache, dass sie und ihr Partner vorher zusammen gewohnt haben und »jetzt schon ein ganz schönes Stückchen« (L1: 33) voneinander getrennt leben. L. beschreibt ihre Überlegungen hinsichtlich der Fernbeziehungsphase im Rahmen der Eingangssequenz unseres Gesprächs wie folgt, ohne dass ich sie mit einer Frage direkt zu diesen Ausführungen angeregt hätte:

Ähm, das ist eigentlich auch so die größte Umstellung und ich hatte da eigentlich auch echt Beda ... äh Bedenken (Telefon klingelt im Hintergrund). [...] Ähm, ja, ich hatte da echt Bedenken, weil wirklich von so engem Raum und man sieht sich jeden Tag und kann sich jeden Tag halt auch ... nicht nur miteinander sprechen mit Gesicht zu Gesicht, sondern eben auch anfassen, sich küssen, umarmen, alles, was so dazugehört. Und das dann auf einmal gar nicht mehr zu haben beziehungsweise nur alle paar Wochen oder am Wochenende ... Das hat mir echt Angst gemacht, aber es ist gar nicht so schlimm, wie ich's mir vorgestellt hatte. (L1: 34-43)

Die Erzählerin L. setzt mit ihrer Einschätzung aus jetziger Sicht ein. Dies wird durch das »ist« angezeigt: »das ist [...] die größte Umstellung«. Die in der Vergangenheit liegende Vorstellung darüber, wie es sein könnte, nicht mehr in einer Nahbeziehung zu sein – mit »alle[m], was so dazugehört« –, beschreibt L. als für sie beängstigend. Aufschlussreich ist, dass L. diese antizipierte Umstellung im Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz an Aspekte der Körperlichkeit knüpft: Die Vorstellung, nicht nur nicht mehr jeden Tag von Angesicht zu Angesicht miteinander sprechen zu können, sondern sich auch nicht mehr »anfassen, sich küssen, umarmen« zu können, scheint in L. Bedenken ausgelöst zu haben. Die Relativierung am Ende dieser Passage besteht darin, dass sich diese Bedenken nicht bewahrheitet hätten und es »gar nicht so schlimm« sei. Dass L. von einer bedeutenden »Umstellung« spricht, lässt jedoch die Vermutung entstehen, dass der Übergang von einer Nah- zu einer Fernbeziehung trotzdem einen Einschnitt darstellt, der beträchtliche Veränderungen in der Beziehung von L. und ihrem Partner mit sich bringt.

Unmittelbar im Anschluss daran führt die Erzählerin L. nicht aus, inwiefern sie zu der Aussage kommt, dass es »gar nicht so schlimm« sei, wie sie gedacht hatte, oder was sich konkret in ihrer Beziehung verändert hat während der Fernbeziehungsphase. Ohne dass ich sie mit einer Frage in diese Richtung gelenkt hätte, berichtet sie stattdessen über Gespräche mit ihrem Partner in der Zeit vor der Fernbeziehung in Bezug auf die geplante Häufigkeit der Treffen sowie die tatsächliche Umsetzung dieses gemeinsam vereinbarten Plans:

Ähm, wir hatten dann auch ganz viel, bevor ich eben ausgezogen bin, darüber geredet, wie das dann so sein wird und was sich dann vielleicht ändern wird und

wie wir das vorhaben zu planen, weil da muss man das ja viel besser unter einen Hut kriegen und eben auch mit dem Kalender dasitzen und vergleichen, wer wann was vorhat. Und ähm, da hatten wir uns vorgenommen, ja, wir sehen uns dann so alle zwei Wochen. Und das klappt eigentlich jetzt auch ganz gut, ähm, es ist jetzt ein dreiviertel Jahr, wo wir 'ne Fernbeziehung führen auf der großen Distanz und ja, also, das Größte, was wir uns nicht gesehen haben, waren jetzt drei Wochen am Stück, aber sonst äh klappt das eigentlich ganz gut so mit dem sehen, ja. (L1: 46-55)

Handelt es sich bei der argumentativen Einlassung, die in der dritten Zeile mit »weil« begonnen wird, um eine Vorstellung, die sich die Erzählerin L. bereits vor der Phase der Fernbeziehung gemacht hatte? Oder ist dies eine Äußerung, zu der sie erst durch ihre Erfahrungen während der Fernbeziehung veranlasst wurde? Ohne eine Antwort auf diese Fragen festhalten zu können, scheint der Fortgang der zwischen Beschreibung und Evaluation oszillierenden Passage auf die weitgehende Konvergenz von Vorstellungen und Plänen mit der tatsächlichen Umsetzung derselben hinzuweisen. Die zweimalige Verwendung von »eigentlich« im Zusammenhang damit, dass es »ganz gut« klappe, die geplante Frequenz des Sichttreffens aufrechtzuerhalten, schränkt diese Vermutung möglicherweise ein wenig ein, wenn man diesen Wortgebrauch als Relativierung der Aussage liest. Wenn »eigentlich« im Sinne von »an und für sich« oder »im Grunde genommen« verstanden wird, könnte dieser Wortgebrauch jedoch mindestens ebenso gut darauf hinweisen, dass es meistens möglich sei, sich alle zwei Wochen zu sehen, auch wenn in Ausnahmefällen einmal drei Wochen zwischen den Treffen liegen können. Dies wird jedoch immer noch als ganz im Rahmen des gemeinsamen Plans liegend erachtet.

Eine weitere Passage des ersten Gesprächs kommt auf die von der Erzählerin L. angesprochenen Bedenken hinsichtlich der Fernbeziehung zurück:

Also die [Bedenken, Anm. MS] hatten wir aber beide und da haben wir beide gesagt ähm, wir wollen jetzt nur, weil ich weggehe, von vornherein sagen, dass die Beziehung beendet ist, sondern dass wir es auf jeden Fall probieren werden und wenn man dann halt sieht, es hat wirklich überhaupt keinen Sinn, aus welchen Gründen auch immer, dass man dann immer noch Schluss machen kann und 'nen Schlussstrich ziehen. (L1: 411-416)

Offenbar fehlt ein »nicht« und es müsste heißen: »nur, weil ich weggehe, *nicht* von vornherein sagen...«, um diesen Teil des Satzes in sinnvoller bzw. nicht widersprüchlicher Weise mit dem weiteren Verlauf der Passage zu verbinden. Denn die Erzählerin L. und ihr Partner haben ihre Beziehung *trotz* der Entscheidung von L., ein Masterstudium in einer anderen Stadt aufzunehmen, und auch *trotz* der Bedenken beider in Bezug auf eine Fernbeziehung, die aufgrund dieser Entscheidung zustande kam, weitergeführt. Sie wollten es »auf jeden Fall probieren« und die Be-

ziehung zu beenden stand zu diesem Zeitpunkt außer Frage. Erst wenn sich zeigen sollte, dass eine Fernbeziehung »wirklich überhaupt keinen Sinn« ergäbe, könnte »man dann immer noch Schluss machen [...] und 'nen Schlussstrich ziehen«. Dies war wohl die Überlegung noch vor dem Beginn der Fernbeziehungsphase. Interessant ist an dieser kurzen Passage, dass die Erzählerin im ersten Teil stets in der Wir-Form spricht und im zweiten Teil zweimal das Indefinitpronomen »man« verwendet. Es lässt sich möglicherweise festhalten, dass L. »man« jeweils dort verwendet, wo es sich um sehr hypothetische Aussagen in Bezug auf eine Trennung – wenn es »wirklich überhaupt keinen Sinn« mehr hat – handelt, die der Erzählerin in ihrer momentanen Situation jedoch äußerst fern zu sein scheinen.

Ein möglicher Grund dafür, dass die Erzählerin L. im Hinblick auf die Fernbeziehungsphase – vor deren Beginn – Bedenken geäußert hat, könnte in ihren Erfahrungen mit der »damals beste[n] Freundin« (L1: 430) gesehen werden: Diese Freundin sei mit ihrer Familie ausgewandert und sie hätten sich »nach zwei Jahren sowas von auseinandergelebt« (L1: 432). Insgesamt scheint es so, als ob L. es in Bezug sowohl auf Freundschaftsbeziehungen wie auch auf ihre Liebesbeziehung für bedeutsam erachtet, dass regelmäßige Treffen stattfinden können, um zu verhindern, dass man sich auseinanderlebt. Vielleicht auch aufgrund ihrer Erfahrungen mit dieser zerbrochenen Freundschaft bringt sie im zweiten Gespräch folgendes Vorhaben mit ihren jetzigen Freundinnen, die aufgrund ihres Wegzugs auch nicht mehr in unmittelbarer Umgebung leben, zur Sprache:

Und da haben wir uns halt auch vorgenommen, zumindest einmal im Jahr irgendwie ein Wochenende wirklich uns zusammen irgendwo zu treffen, egal wo, Haupt-
sache wir sind zusammen. Und das haben wir jetzt auch geschafft für Ende Juli, aber es ist halt auch nicht mehr dieses: Komm mal kurz noch äh ... ich komm mal kurz noch vorbei oder wir gehen noch kurz was trinken. (L2: 73-78)

In dieser Erzählpassage wird thematisch, dass die geplanten jährlichen Treffen mit ihren Freundinnen durchaus als mit einem Planungsaufwand verbundene Vorhaben gesehen werden müssen und dass spontane Treffen oder Besuche aufgrund der weit auseinanderliegenden Wohnorte nicht mehr so einfach möglich sind wie zu früheren Zeiten, als sie alle noch in der gleichen Stadt wohnten. Der Aspekt des Planen-Müssens, um sich sehen zu können, erinnert an die weiter oben diskutierte Passage aus dem ersten Gespräch mit L., in der es um die Notwendigkeit der Planung der Treffen mit ihrem Partner ging und die Erzählerin meinte, dass sie als Paar vor der Fernbeziehungsphase darüber gesprochen hätten, wie sie »das vorhaben zu planen, weil da muss man das ja viel besser unter einen Hut kriegen und eben auch mit dem Kalender dasitzen und vergleichen, wer wann was vorhat« (L1: 48-50).

4.1.2 Während der Fernbeziehung - »gemeinsame« Zeiten

Im Folgenden zeichne ich Spuren aus den Gesprächen nach, die sich auf die Zeit während der Fernbeziehungsphase beziehen. Unterschieden wird diese Phase in »gemeinsame« und »getrennte« Zeiten, hinsichtlich derer je verschiedenen Spuren – die sich jedoch auch weiterziehen und überlagern können – gefolgt werden kann.

Vierte Spur – Besuchen

Die Erzählerin L. schildert in unserem zweiten Gespräch, in welchem im Vergleich zum ersten Gespräch mehr gezielte Nachfragen meinerseits vorkommen, wie es für sie war, als sie nach ihrem Wegzug zum ersten Mal wieder in ihrer ehemaligen Wohnung bei ihrem Partner und dessen neuem Mitbewohner zu Besuch war:

M: Ja, dann hattest du auch noch geäußert, dass du am Anfang eigentlich wie ja viel mehr Bedenken hattest, die sich dann aber nicht immer ganz so als so schlimm herausgestellt haben, bewahrheitet haben. Und da wollte ich dich fragen, ob du dich an konkrete Momente am Anfang deiner Fernbeziehungszeit erinnern kannst, wo du gemerkt hast, dass es nicht so schlimm ist, wie du gedacht hattest.

L2: Das war das erste Mal, als ich wieder in die Wohnung zurückkam, als dann ähm der neue Mitbewohner von meinem Freund gerade dabei war, sein Zimmer einzurichten und Möbel aufzubauen. Das hab ich mir viel viel viel schlimmer vorgestellt, als es dann zum Schluss war, weil irgendwie ich wusste, da ist jetzt gar nichts mehr von mir und da wohnt jetzt jemand anderes in meinem Zimmer, aber als ich dann reinkam ... das finde ich auch heute noch faszinierend, es riecht einfach immer noch nach dieser Wohnung. [...] Also wenn ich da reingehen würde, mit Augen geschlossen, dann wüsste ich noch, das ist quasi meins. Es sieht halt nicht mehr so aus. Und ich hab dem dann sogar beim Möbel aufbauen geholfen und es hat sich gar nicht komisch oder oder wehmütig angefühlt, es war irgendwie so ... es war völlig ok und irgendwie ist es auch schön, dass ich eben die Möglichkeit hab, eben in diese Wohnung nochmal zurückzukommen, dass es nicht so ein harter Cut ist und ich bin da raus und kann da nie wieder rein. (L2: 109-130)

Die Vorstellung, dass jetzt ein neuer Bewohner ihre frühere Wohnung mit ihrem Partner teilt, war für die Erzählerin L. offenbar keine angenehme. Ihre Befürchtung, dass sich dieser erste Besuch als »schlimm«, »komisch« oder Wehmut auslösend herausstellen könnte, hat sich aber anscheinend nicht bestätigt. Hatte L. die Befürchtung, ihre ehemalige Wohnung bei ihrer Rückkehr nicht mehr als solche wiederzuerkennen? Auch aus heutiger Sicht zeigt sie sich fasziniert darüber, dass die Wohnung ihren charakteristischen Geruch behalten habe und an ebendiesem Geruch würde sie nach wie vor erkennen, dass es sich um ihre ehemalige Wohnung handelt, auch wenn diese nun anders aussehe. Dieser Einschub von L., in

dem es um die sinnliche Wahrnehmung des Geruchs der Wohnung geht, erscheint vor dem Hintergrund bemerkenswert, dass es in dieser Passage davor und danach um den neuen Mitbewohner ihres Partners geht und darum, wie dieser damit beschäftigt war, sein neues (d.h. ihr ehemaliges) Zimmer einzurichten, sowie darum, dass sie ihm beim Aufbau der Möbel geholfen hat.

In der fast unmittelbar darauf folgenden Passage kommt die Erzählerin L. darauf zu sprechen, was ihr bei den ersten ein, zwei Besuchen in der Wohnung besonders schweregefallen sei:

M: Ok. Also war das eigentlich so ein Moment, wo du wirklich, wo dir bewusst geworden ist, hey, irgendwie, das ist nicht so schlimm. Ich kann ... irgendwie kann ich damit umgehen, dass da jetzt ein anderer Mensch drin wohnt, mhm.

L2: Genau, ja. Es ist mir dann auch schweregefallen, am Anfang so, die ersten ein, zwei Male, als ich dann da war, dass es halt nicht mehr alles meine Ordnung hat. Es wohnen halt jetzt zwei Jungs da drin, die jetzt nicht so den Tisch abwischen oder irgendwie sowas, wie man das vielleicht ... und es stehen keine Blümchen mehr rum, sondern Bierflaschen ohne Ende (lacht). Aber irgendwie, ich weiß dann, es geht mich auch nichts mehr an und das ist voll ok. Es ist nicht mehr meine Wohnung, ich bin jetzt quasi nur noch zu Besuch. (L2: 136-147)

Mein Einsatz versucht, an die vorangegangene Passage anzuknüpfen und zu spiegeln, was ich L.s Erzählung entnommen hatte (nämlich dass der erste Besuch in ihrer ehemaligen Wohnung für sie einen Moment darstellte, in dem sich ihre Befürchtung nicht bestätigte). Daraufhin stellt die Erzählerin L. jedoch heraus, dass ihr die fehlende eigene Ordnung in der Wohnung durchaus noch eine Weile schweregefallen sei. Zwischen dem »genau, ja« und dem »es ist mir dann auch schweregefallen« gibt es einen Bruch: Zunächst bejaht die Erzählerin meinen Einsatz, um daraufhin doch noch etwas auszuführen, was ihr bei den ersten Besuchen in ihrer ehemaligen Wohnung schweregefallen sei. Jeweils gegen Ende der beiden oben stehenden Passagen kommen die sprachlich ähnlichen und in der Aussage weitgehend identischen Formulierungen »es war völlig ok« (L2: 128) und »das ist voll ok« (L2: 146) vor. In diesen Passagen lässt sich indes noch viel mehr feststellen, was sich mir gerade nicht als eindeutig, sondern vielmehr als widersprüchlich darstellt: »da ist jetzt gar nichts mehr von mir« (L2: 120-121) – »das ist quasi meins« (L2: 125) – »nicht mehr alles meine Ordnung« (L2: 142) – »es geht mich auch nichts mehr an« (L2: 146). Zeigen diese Äußerungen möglicherweise an, wie es sein kann, in eine Wohnung, in der man selbst einmal gelebt hat, als Besucher_in zurückzukommen? Diese Wohnung ist weder ganz fremd noch ganz eigen, sondern ein »Zwischending« – so könnte das »quasi« in der letzten Zeile der zweiten Passage gelesen werden: »Es ist nicht mehr meine Wohnung, ich bin jetzt quasi nur noch zu Besuch« (L2: 146-147).

Fünfte Spur – Besucht werden

Eine fünfte Spur, die sich auf ›gemeinsame‹ Zeiten bezieht (bzw. wie gleich deutlich werden wird: darauf, dass eine ›getrennte‹ Zeit unterbrochen wird), handelt von der Möglichkeit, vom Partner oder von der Partnerin (überraschend) besucht zu werden.

Die Erzählerin L. stellt heraus, dass sie – und der Formulierung nach zu urteilen ihr Partner ebenfalls – ein positives Moment ihrer Fernbeziehung darin sieht, »dass wir den anderen wieder viel mehr schätzen können, weil wir eben uns nicht mehr jeden Tag sehen« (L2: 287-288). Sich plötzlich und auf überraschende Weise aber doch wiederzusehen, wird als Besonderheit der Fernbeziehung relevant gemacht, und zwar in der folgenden Anekdote: »Mir ging es mal vor zwei, drei Wochen nicht so gut und da ist er dann einfach hergekommen, ohne mir was zu sagen, und stand plötzlich vor der Tür« (L2: 292-294). Dieses nicht weiter ausgeführte emotionale Tief von L. wird als Anlass für ihren Partner für einen spontanen ›Aufmunterungsbesuch‹ dargestellt. Als besondere und für L. deshalb erzählenswerte Situation kann dies möglicherweise auch deshalb gesehen werden, weil es – aus verschiedenen Gründen – normalerweise sie ist, die ihren Partner besuchen geht, und ihr Partner eher selten zu ihr kommt. Wenn die beiden noch eine Wohnung teilen würden, wäre dieser Besuch zum einen nicht möglich und zum anderen auch gar nicht nötig gewesen. Gerade dieser Besuch wird von der Erzählerin L. aber als Beispiel dafür genommen, dass die Fernbeziehung ihre Beziehung insgesamt stärke: »Und das sind halt so Sachen, da denk ich, ja, das schweißt dann halt schon zusammen, auch über so eine große Distanz« (L2: 294-295). Interessanterweise bedeutet dieser Spontanbesuch genau eine temporäre Unterbrechung des Lebens auf Distanz – zumindest bis zur erneuten Abreise des Partners. Zugleich könnte die Möglichkeit von Spontanbesuchen aber auch als wesentliches Charakteristikum von Fernbeziehungen bestimmt werden.

Sechste Spur – Beziehung definieren

Die fünfte Spur, das Besucht-Werden, verbindet sich in der Erzählung von B. mit einer sechsten Spur: dem eigenen verspürten Wunsch oder dem von außen kommenden Anspruch, die Beziehung zu definieren, das heißt, die Frage zu klären, ob man jetzt tatsächlich zusammen sei und eine Liebesbeziehung führe, und diesen Beziehungsstatus Freund_innen und Familienmitgliedern offiziell bekannt zu geben. In B.s Erzählung überlagern sich diese beiden Spuren insofern, als für die Erzählerin beim ersten Besuch ihres Partners bei ihr in der Schweiz die Frage nach der Definition dieser Beziehung virulent wurde. An zwei unterschiedlichen Passagen lässt sich dies beobachten:

Und irgendwie für mich war es auch schon ... eigentlich schon wie klar, dass wir wahrscheinlich zusammenkommen werden, wenn er in die Schweiz kommt. Also

schon ... ich hab meinen Kollegen irgendwie gesagt, ja, das das ist wahrscheinlich schon fast (lacht) ... es war mehr so unausgesprochen, aber eigentlich für uns beide relativ klar. (B: 163-167)

B: Ja also bei uns gab es zwar auch so den Moment, wo wir dann einmal so ... ich glaube ich habe dann meinem Kollegen geschrieben, ich glaube, wir sind jetzt zusammen, als er da war (lacht). Und dann hat er mir geschrieben, so nein, was du glaubst, du musst schon fragen, das muss klar sein.

M: (lacht) Ah ok, mhmm.

B: Und ich hab ihn dann am Abend gefragt, hey, sind wir jetzt wirklich zusammen? (lacht) Und dann hat er gesagt, ja so, er würde das mega gerne probieren mit einer Fernbeziehung und schon hat man das dann (unverständlich) gehabt, mit dieser Frage, genau. Ja voll, aber also für mich war es, glaube ich, auch noch ein bisschen klarer als für ihn. Er hatte immer noch so ein bisschen das Gefühl, ja, ist ist es wirklich so, hat sie das Interesse an mir oder so. Für mich für mich war es ein bisschen klarer, hat er mir nachher im Nachhinein gesagt, aber ja.

M: Mhm.

B: Ja, genau (lacht). (B: 191-204)

Diese beiden Passagen sind zeitlich unterschiedlich zu verorten: In der ersten Passage beschreibt die Erzählerin B. die sich bei ihr bereits relativ deutlich eingestellte Klarheit noch vor dem ersten Besuch ihres Partners, dass sie »wahrscheinlich zusammenkommen werden« (B: 164). Eingebettet ist diese Passage in B.s Ausführungen, dass sich bei ihr und ihrem jetzigen Partner schon sehr früh das Gefühl eingestellt habe, »auf der gleichen Wellenlänge« (B: 161) zu sein: »irgendwie hat es einfach im Gespräch mega gut funktioniert, ich meine, ich kann mega offen mit ihm sein und so« (B: 161-163). Der Satz, in dem die Erzählerin davon zu sprechen beginnt, was sie ihren »Kollegen« in Bezug auf die Frage nach dem Beziehungsstatus genau gesagt habe, wird mit einem Lachen abgebrochen. Dieser Satzabbruch hat möglicherweise etwas damit zu tun, dass sich B. hier nicht wiederholen wollte, um beispielsweise zu sagen »das ist wahrscheinlich schon fast klar, dass wir zusammenkommen werden«, da dies im ersten Teil dieser Passage bereits ausgesprochen wurde. Aufschlussreich an dieser kurzen, gut vierzeiligen Passage ist die mehrfach vorkommende Relativierung: Das »Zusammenkommen« sei für sie bereits »schon fast« bzw. »relativ« klar gewesen. Diese Feststellung wird jedoch mit der zweifachen Verwendung des Wortes »wahrscheinlich« verbunden. Die scheinbare Klarheit des »Zusammenkommens« wird in der Verbindung mit diesen Relativierungsmarkern erst als vermeintliche entlarvt und es wird eine gewisse Unsicherheit zum Ausdruck gebracht. In der Verbindung mit der zweiten Passage könnten sich diese Formulierungen auch auf den Umstand beziehen, dass die Erzählerin B. nicht ge-

nau wissen konnte, wie klar diese Frage der Definition ihrer Beziehung zu jenem Zeitpunkt für ihren Partner überhaupt zu beantworten war.

Die zweite Passage ist zeitlich nicht nur im Gesprächsverlauf, sondern auch in Bezug auf den Verlauf der Beziehung zwischen B. und ihrem Partner der ersten nachgeordnet. Diese Passage bezieht sich auf die Zeit des ersten Besuchs des Partners bei B. in der Schweiz. Wie in der ersten Passage wird auch hier ein »Kollege« (allerdings nun in der Einzahl) in die Erzählung eingebaut: Auf B.s Aussage ihrem Kollegen gegenüber, dass sie glaube, nun mit ihrem Partner zusammen zu sein, erfolgt dessen Einspruch, dass Glauben in dieser Angelegenheit nicht ausreiche, das müsse schon »klar sein«. Die Aufforderung zur Klärung des Beziehungsstatus wird hier von B. als von außen kommend dargestellt. Mit der Frage an ihren Partner »sind wir jetzt wirklich zusammen?« (B: 196-197) und dessen positiver Antwort darauf markiert die Erzählerin B. den Beginn ihrer Fernbeziehung und reagiert zugleich auf die von ihrem Kollegen an sie gerichtete Aufforderung. Im weiteren Verlauf wird herausgestellt, dass es für ihren Partner im Vergleich zu ihr weiterhin etwas weniger klar gewesen sei, ob sie wirklich »das Interesse« (B: 201) an ihm habe und wie es um diese Beziehung stehe. Für ihn seien mit dieser auf der sprachlichen Ebene erfolgten Klärung ihres Beziehungsstatus noch nicht alle Unsicherheiten ausgeräumt gewesen, wie B. mit Verweis auf ein späteres Gespräch, in welchem ihr Partner sich ihr gegenüber diesbezüglich offenbart hatte, zum Ausdruck bringt. Dieses spätere Gespräch wird von der Erzählerin jedoch nicht weiter narrativ ausgeführt.

An diesen beiden Passagen zeigen sich einerseits Schwierigkeiten mit dem Begriff der ›Klarheit‹ in Bezug auf die Definition des Beziehungsstatus: Wann ist es klar, dass man zusammen ist? Wann glaubt man dies nicht mehr nur, sondern ist sich dessen gewiss? Wird ›Klarheit‹ in jedem Fall und ausschließlich mit einem Aussprechen hervorgebracht oder hergestellt? Andererseits wird in der Erzählung von B. überhaupt erst auf die Wichtigkeit einer solchen Klärung aufmerksam gemacht, indem die von außen an die Erzählerin herangetragene Anforderung, den Beziehungsstatus eindeutig zu machen, herausgestellt wird. Wäre es auch denkbar, sich einer Klärung zu entziehen (und, wenn ja, wie?) oder eine solche auf einer anderen, nicht sprachlichen Ebene vorzunehmen?

Siebte Spur – Abschiede

Eine weitere, siebte Spur lässt sich den ›gemeinsamen‹ Zeiten während der Fernbeziehung zuordnen: die Abschiede. Zugleich markiert diese Spur den Übergang zu den ›getrennten‹ Zeiten. Wie wird das Abschiednehmen(-Müssen) erzählerisch dargestellt? Mich wiederum auf die Erzählung von B. beziehend, gehe ich im Folgenden dieser Frage nach. Zunächst erscheint es mir jedoch sinnvoll, einen kurzen

Umweg zu gehen, um den Gesprächskontext, in dem die Thematik der Abschiede von B. aufgerufen wird, zu skizzieren.

Relativ am Anfang unseres Gesprächs wird von der Erzählerin B. herausgestellt, dass es ihr die Fernbeziehung im Unterschied zu einer früheren dreijährigen Nahbeziehung überhaupt erst ermögliche, sehr viel Zeit mit ihren Freund_innen zu verbringen. Eher in der zweiten Hälfte des Gesprächs kommt B. auch immer wieder darauf zu sprechen, wie wichtig ihr und ihrem Partner ihre individuellen Beziehungsnetze, welche die Familie wie auch Freund_innen umfassen, seien. Diese Beziehungsnetze werden in verschiedenen Hinsichten als sehr unterstützend beschrieben:

Und ich denke, man hat dann auch so noch ein bisschen eine andere Sicht auch von den Kollegen. Wenn jetzt dann einmal irgendwie ... ich weiß auch nicht, wenn irgendetwas wäre oder ähm man sich dann halt ein bisschen zu fest darin verliert selbst, dass man noch so jemand anderes hat, der sagt, hey, ist das wirklich das, was du willst, oder ähm der einen unterstützt oder so. Das ... zum Beispiel, wenn ich jetzt gerade ... erst gerade nicht zu lange gesehen habe und wenn wir dann wieder nach Hause gehen, das ist immer so das Schlimmste, wenn man halt dann wieder so alleine ... also einfach so, die Person fehlt halt irgendwie und dann dann ist es mega gut, hat man Leute und ein bisschen etwas (unverständlich) so, ich denke das ist auf alle Fälle wichtig. (B: 432-444)

Die Erzählerin B. lässt hier das Abschiednehmen vom Partner und den Abschiedsschmerz im Zusammenhang mit der Betonung der Wichtigkeit von Freund_innen, die einen in dieser Zeit unterstützen können, thematisch werden. B. äußert dabei die Vermutung, dass Abschiede für ihren Partner jedoch wohl noch schwieriger seien als für sie selbst. Diese Vermutung wird – wie im Zusammenhang mit der sechsten Spur in Bezug auf die Frage nach der Klarheit der Definition des Beziehungsstatus bereits dargelegt wurde – durch den Relativierungsmarker »wahrscheinlich« zum Ausdruck gebracht:

Ähm, ich muss sagen, also ich habe immer ... äh, ich hatte ... (unverständlich) wahrscheinlich schon so ein bisschen weniger Schwierigkeiten als er. Er hat ... ihm fällt das schon ... er hat auch schon ... eigentlich schon seit dem ersten Mal, wo wir uns wirklich Tschüss sagen mussten, war das schon ziemlich hart für ihn. Und er ist dann auch wirklich der dann ... sein bester Kollege ... sie müssen dann den ganzen Tag irgendwie (lacht) etwas zusammen machen. Und ich kann dann auch noch ein bisschen für mich sein, nach dem ... (B: 468-474)

Am Anfang habe ich schon wirklich so am ersten Tag gesehen, dass es ihm wirklich schwergefallen ist, dann wirklich das erste Mal Tschüss zu sagen, das das schon. (B: 514-516)

In der ersten der beiden Passagen stellt die Erzählerin B. insbesondere die Bedeutung des besten Freundes ihres Partners heraus, der diesem die Zeit kurz nach dem Abschied etwas erträglicher macht und ihn vom Abschiedsschmerz ablenkt. Im Vergleich dazu beschreibt sie für sich selbst, dass das Alleinsein ihr in solchen Momenten nicht so große Mühe bereite. In der ersten Passage fallen die häufigen Satzabbrüche auf, wodurch in dieser Schilderung eine gewisse Zögerlichkeit zum Ausdruck kommt. Diese könnte darin begründet sein, dass die Erzählerin hier insbesondere über die Gefühle ihres Partners (im Vergleich zu ihren eigenen) berichtet, über die sie keine letzte Gewissheit haben kann. In der zweiten, kurzen Erzählpassage ist die dreimalige Verwendung von »wirklich« beachtenswert, wobei sich dieses Wort auch in der ersten Passage bereits zweimal findet. Auch in der zweiten Passage geht es um den allerersten Abschied der beiden nach dem ersten Besuch des Partners bei B.: Es geht in der Formulierung der Erzählerin um »wirklich Tschüss sagen«. Das bekräftigende »wirklich« könnte anzeigen, dass nun eine »gemeinsame« Zeit definitiv zu Ende ging und eine ungewiss lange »getrennte« Zeit bevorstand und dass dieser Abschied mit starken Emotionen verbunden war. Es ließe sich auch vermuten, dass mit diesem »wirklich« eine bedeutungsvolle Unterscheidung zwischen den unzähligen Malen des Tschüss-Sagens über Snapchat oder Skype und dem erstmaligen physischen Abschiednehmen gekennzeichnet wird.

4.1.3 Während der Fernbeziehung – »getrennte« Zeiten

Wie die »gemeinsamen« Zeiten, die durch gegenseitige Besuche zustande kommen, können auch die »getrennten« Zeiten einmal kürzer und einmal länger dauern. Während diesen unterschiedlich langen Zeiten der »Trennung« erhalten verschiedene Wege der Kommunikation eine neue Bedeutung. Einige Aspekte, die diese achte Spur betreffen, wurden bereits weiter oben – etwa in der Erzählung von B. in der ersten Spur zum Kennenlernen – thematisch. Der Spur der Kommunikation wird im Folgenden anhand einiger weiterer Erzählpassagen nun noch expliziter nachgegangen. Dabei wird deutlich, dass sich die Spuren mehr und mehr vermischen und überlagern und nicht mehr (vermeintlich) klar voneinander unterschieden werden können.

Achte Spur – Kommunikation

Auch an der nachstehenden Erzählpassage aus dem Gespräch mit L. lässt sich eine Überlagerung von Spuren (hier: die Spur der Kommunikation und die dritte Spur zu Überlegungen dazu, wie die Fernbeziehung sein wird) beobachten. Die zu Beginn der Fernbeziehungsphase vorhandene Idee, ab und an zu skypen oder sich für gemeinsame »Skypeabendessen« zu verabreden, wurde nicht umgesetzt. Dies scheint für die Erzählerin L. aber auch nicht bedauernswert zu sein:

Ich muss ganz ehrlich sagen, wir haben noch kein einziges Mal geskypt, auch wenn wir uns das am Anfang vorgenommen hatten, zum Beispiel so einmal die Woche oder alle zwei Wochen, wenn man sich halt äh nicht so sieht seit ein paar Tagen oder gesehen hat, hatten wir uns überlegt, so Skypeabendessen, dass wir halt sagen jeder hat um 19 Uhr oder so sein Abendessen vor sich und wir essen quasi über Skype zusammen und und reden dann da auch ganz normal, aber hat irgendwie nie geklappt. Und und dann war's auch gar nicht irgendwie, die Frage nicht mehr so im Raum. (L1: 109-117)

Als aufschlussreich erweist sich in dieser Passage, dass sich die Erzählerin L. mit ihrem ersten Satz beinahe dafür zu entschuldigen scheint, dass sie mir nichts über tatsächlich umgesetzte »Skypeabendessen« erzählen kann. Verwunderlich ist dies jedoch nicht, da ich L. im Rahmen unseres Vorgesprächs gesagt hatte, dass mich an der Fernbeziehungsthematik nicht zuletzt die Arten und Weisen medial vermittelter Kommunikation interessieren würden. Von Bedeutung erscheint mir aber auch, dass sich die Nichtumsetzung dieser vor Beginn der Fernbeziehungsphase entwickelten Idee der »Skypeabendessen« offenbar aufgrund einer Art Neu-Evaluierung der Erwartungen an den anderen und der Wünsche der beiden während der Fernbeziehung ergeben hat. Unmittelbar im Anschluss an diese Erzählpassage berichtet L. nämlich davon, dass sie und ihr Partner im Vergleich zu früheren Zeiten in ihrer Beziehung nun viel häufiger Telefonate führen würden, auch wenn sie eigentlich gar nicht so gern »am Handy« telefoniere:

Aber was sich bei uns ganz arg ähm vermehrt ... sind sind Telefonate. Also wir haben am Anfang ... oder ich weiß nicht, ich glaub, ich gehör zu den Menschen, die nicht so gern am Handy telefonieren, aber seit ich in die Fernbeziehung, seit ich die führ, ähm, sind das richtig viele Telefonate geworden und eben auch, wenn ich dann nur vom Bus heimlaufe oder so, diese zehn Minuten, da da hab ich ihn auch schon ganz oft angerufen oder wenn ich nachts dann ähm irgendwie mit Freunden weg war und dann heimlaufe, bringt er mich quasi heim, also dann ruf ich ihn einfach auch an und sag dann, äh, jetzt bin ich daheim und jetzt ist alles gut und alles sicher und so. Und das hat er halt früher zum Beispiel hat er mich dann von der Straßenbahnhaltestelle abgeholt. Also irgendwie, das ist so 'ne kleine Tradition, die sich halt einfach weitergeführt hat über dieses Medium Telefon, Smartphone. Und das ist eigentlich echt ganz schön und ja. (L1: 120-131)

Der Wunsch, sich gegenseitig nach Hause zu begleiten bzw. begleitet zu werden, wird nun via Telefongespräche erfüllt. Um Wünsche geht es auch in der unten stehenden Passage von B., die andeutet, dass Skypegespräche mit ihrem Partner für sie nicht sehr angenehm oder befriedigend gewesen seien, da nur er sie, aber umgekehrt nicht sie ihn habe sehen können, weil seine Kamera nicht funktioniert habe:

Am Anfang hatte er sogar nicht einmal ... also war seine Skypekamera immer kaputt (lacht) und wir haben dann eigentlich wirklich nur ... also ich konnte ja meine Kamera einschalten, aber er hatte keine. Und wir haben eigentlich wirklich nur über das Gehör ... und dann habe ich ihm dann einmal zum Geburtstag (lacht) eine Kamera geschenkt. (B: 633-638)

Die Erzählerin A. berichtet darüber, dass sie und ihr Partner sich während »getrennter« Zeiten täglich Nachrichten schreiben oder telefonieren würden – »je nachdem, wie gut die Verbindungen sind« (A: 117-118) –, um miteinander in Kontakt zu bleiben und um sich »auszutauschen«. Dieser Austausch finde zuweilen »in einem sehr kleinen Rahmen« (A: 119) statt: »dass man sich irgendwie ›Gute Nacht‹ und ›Guten Morgen‹ sagt, und manchmal ist man einfach zu beschäftigt« (A: 119-120). Unmittelbar im Anschluss an diese Ausführungen berichtet A. über eine weitere Möglichkeit, sich ihrem Partner mitzuteilen:

Was ich auch angefangen habe zu machen, ist so, wenn ich selbst am Reisen bin, dass ich wie ein Reisetagebuch führe und ich ihm das auch schicke. Also dass er wie das lesen kann und ich muss dann nicht jeden Abend noch eine Stunde noch einmal erzählen, was ich erlebt habe, sondern ich schreibe ins Tagebuch für mich und teile das mit ihm. (A: 121-125)

Diese Erzählpassage (insbesondere die Verwendung von »muss« und »noch einmal« in der dritten Zeile) löst bei mir einerseits die Vermutung aus, dass die täglichen Telefonate am Abend für die Erzählerin A. nicht immer erwünscht sind und dass sie manche Erlebnisse lieber aufschreibt, damit ihr Partner von diesen zu einem späteren Zeitpunkt lesend erfahren kann. Andererseits lässt diese Passage die Frage aufkommen, wem gegenüber diese zum Ausdruck gebrachte gefühlte Verpflichtung des Telefonieren-Müssens gilt: Gilt diese Verpflichtung dem Partner gegenüber? Oder kommt diese aufgrund einer bestimmten ›Beziehungsidee‹ zu stande? Wird hier von A. auf eine Vorstellung in Bezug auf Beziehungen verweisen, nach der es sich einfach ›gehört‹, regelmäßig zu telefonieren? Ebenfalls unklar ist, worauf sich »noch einmal« bezieht, denn dieses zeigt im Prinzip eine Wiederholung an, aber A. spricht nicht darüber, dass sie und ihr Partner sich normalerweise mehrmals am Tag anrufen. Möglich ist, dass A. sowieso täglich in Nachrichten an ihren Partner über ihre Erlebnisse berichtet oder dass sie oft bereits mit Freund_innen und Familienangehörigen telefonischen Kontakt hatte, bevor sie abends noch mit ihrem Partner spricht. In diesen Fällen wäre das »noch einmal« verständlich, denn es kann nachvollzogen werden, dass es gelegentlich mühselig ist, die gleichen alltäglichen Geschichten mehrmals am selben Tag zu erzählen.

Als weitere Spur lässt sich die direkt an die oben stehende Erzählpassage anschließende Ausführung lesen, in der die Erzählerin A. ihren Partner als wenig kommunikativ beschreibt. Dies sei für sie manchmal »unbefriedigend«:

Er ist jemand, der weniger äh so extrem kommuniziert. Also manchmal denke ich auch, ja, was hast du denn gemacht, erzähl mal ein bisschen mehr. Und dann meint er, er mag jetzt irgendwie nicht am Telefon und bin eh schon müde. Und dann ja, dann wird es halt dann so verschoben auf nächstes Mal, wenn wir uns sehen. Und manchmal auch ein bisschen unbefriedigend, weil manchmal kommt man ja nicht auf das zurück, was einen vor drei, vier Wochen beschäftigt hat. (A: 125-131)

Als »unbefriedigend« wird von der Erzählerin A. hier beschrieben, wenn der Austausch über gerade Erlebtes bis zum nächsten Treffen aufgeschoben wird, da die »tagesaktuellen« Erlebnisse bis dahin an Relevanz eingebüßt hätten und deshalb zuweilen auch gar nicht mehr darauf zurückgekommen werde. Dies könnte in einem gewissen Widerspruch zu der Passage gelesen werden, in der A. von ihrem Reisetagebuch erzählt, welches sie ihrem Partner schickt, denn auch dabei gibt es ja eine zeitliche Verzögerung in Bezug darauf, wann über Erlebtes berichtet wird resp. wann der Partner davon erfährt. Dagegen ließe sich wiederum einwenden, dass in der Form eines Tagebuchs wahrscheinlich tiefgründiger geschildert werden kann, was einen gerade umtreibt, als dies am Telefon der Fall ist (diese Behauptung müsste jedoch erst noch erhärtet werden), und dass aus diesem Grund der Vergleich der zeitlichen Verzögerung in Bezug auf diese beiden medialen Kanäle nicht zulässig ist.

Anhand A.s Erzählung lässt sich hier eine Verbindung zu einer früheren Spur – nämlich der zweiten in Bezug auf unterschiedliche Gründe für eine Fernbeziehung – ziehen: Die Erzählerin A. gibt als Grund für ihre Fernbeziehung ihre eigene wie auch die Berufstätigkeit ihres Partners an, durch die beide sich dazu veranlasst sehen, relativ häufig ihre Arbeits- und Wohnorte zu wechseln. In der unten stehenden Passage wird dieser Umstand, der die Lebenssituation der beiden betrifft, in zweifacher Hinsicht relevant gemacht:

Jetzt im Moment ist er in (Land), wo es schwierig ist mit Kommunikation, und er arbeitet extrem viel und wo ich irgendwie merke, ich muss mich auch ein bisschen zurücknehmen und sagen, ja, vielleicht ist jetzt da mein Bedürfnis, eine Stunde zu telefonieren, fehl am Platz, ja. (A: 143-146)

Zum einen merkt die Erzählerin an, dass manche Kommunikationsschwierigkeiten aufgrund der infrastrukturellen Situation in den Ländern auftreten, in denen ihr Partner (und während mancher Zeiten auch sie selbst) arbeite. Dieser Aspekt klang in einer weiter oben stehenden Erzählpassage bereits an, als A. über die Telefonate mit ihrem Partner sprach, die »je nachdem, wie gut die Verbindungen sind« (A: 117-118), aber im Prinzip täglich stattfänden. Zum anderen beschreibt sie ihren Partner hier als sehr eingespannt in seine Arbeit und viel beschäftigt (und nicht wie oben als wenig kommunikativ). Vor dem Hintergrund der geschilderten

Lebens- und Arbeitssituation ihres Partners mahnt sich die Erzählerin A. gewissermaßen selbst zu Rücksicht: Es geht hier nicht mehr darum, dass ihr Partner jemand sei, »der weniger [...] so extrem kommuniziert« (A: 125-126), sondern um andere Gründe (die zeitweilig schlechte Telefon- oder Internetverbindung und die hohe Arbeitsbelastung ihres Partners), welche die Kommunikation zwischen den beiden bisweilen erschweren. So kommt A. zur Aussage, dass ihr »Bedürfnis, eine Stunde zu telefonieren, fehl am Platz« (A: 146) sei. Der Kontext dieser Erzählpassage ist jedoch nicht unberücksichtigt zu lassen, denn die Erzählerin A. schildert hier ihre derzeitige Situation: Momentan (während des Zeitpunkts unseres Gesprächs) ist sie in der Schweiz und ihr Partner ist im Ausland. Es ließe sich vor diesem Hintergrund die Vermutung aufstellen, dass sie je nach eigenem Wohn- und Arbeitsort unterschiedliche Bedürfnisse in Bezug auf die Häufigkeit von Telefonaten hat und diese Bedürfnisse ihrer eigenen Situation wie auch derjenigen ihres Partners immer wieder neu anzupassen versucht.

In einer ähnlichen Richtung lässt sich die folgende Erzählpassage von L. lesen, in der beschrieben wird, wie sich Erfahrungen in Bezug auf die Nutzung von Kommunikationsmedien und damit zusammenhängende Erwartungen an den Partner mit der Zeit verändern können:

Was sich vielleicht auch ein bisschen geändert hat, ist ähm, zu akzeptieren, dass der andere vielleicht gerade keine Zeit hat. Also wenn man dann, wenn man dann schreibt in WhatsApp, Hey äh, kann ich kurz anrufen, oder so, dann bin ich nicht mehr so beleidigt, wenn er sagt, Ey, ich bin gerade noch (dreißig?) Minuten beschäftigt, danach. Wenn ich jetzt aber zum Beispiel in der Wohnung zu ihm gegangen bin und er hat gemeint, noch dreißig Minuten oder so, dann hab ich gedacht, oh, er kann doch auch kurz Pause machen mit dem, was er macht. Und das ist jetzt irgendwie gar nicht mehr so, weil ich glaub, man schätzt dann die Zeit, die man eben auch nur am Telefon miteinander verbringen kann, und will dann keine Diskussion anfangen und ist einfach froh, wenn man dann die Zeit hat, die man dann da nutzen kann. (L1: 134-144)

An dieser Passage aus dem ersten Gespräch mit L. lässt sich beobachten, dass sich Erfahrungen während »getrennter« Zeiten in der Fernbeziehung hinsichtlich von Erwartungen an die zeitliche Verfügbarkeit des Partners auswirken können. Diese Erwartungen, so schildert es die Erzählerin L., unterscheiden sich durchaus auch von denjenigen während anderer Phasen der Beziehung (in ihrem Fall: der früheren »Nahbeziehung« und des gemeinsamen Wohnens). Es lässt sich in diesem Zusammenhang aber ebenfalls die Annahme formulieren, dass eigene Bedürfnisse während »getrennter« Zeiten in der Fernbeziehung zuweilen eher zurückgesteckt werden, da gemeinsame »Kommunikationszeiten« zuweilen spärlich sind und man diese nicht für »Diskussionen«, wie L. das formuliert, über diese Bedürfnisse »opfern« möchte.

4.1.4 Zukunftsperspektiven

Im Folgenden werde ich einigen Spuren hinsichtlich der Zukunftsperspektiven der über ihre Fernbeziehung Erzählenden nachgehen. Diesen Ausführungen sei die Bemerkung vorausgeschickt, dass sich solche Perspektiven nicht einzelnen Phasen der Fernbeziehung (etwa den ›getrennten‹ oder ›gemeinsamen‹ Zeiten) zuordnen lassen. Zukunftsperspektiven können beispielsweise in Ausführungen, die sich auf die Zeit vor der Fernbeziehung beziehen, geäußert worden sein oder sich auch auf die gegenwärtige Lebenssituation der Erzählerinnen beziehen. Eine eindeutige Einteilung in eine spezifische, lineare Zeitstruktur, wie sie in den bisherigen Abschnitten größtenteils vorgenommen wurde, ist für die Erzählpassagen über Zukunftsperspektiven nicht möglich. Des Weiteren wird auch im Folgenden eine zunehmende Verwischung verschiedener Spuren offenkundig. Um jedoch zwischen eher kurzfristigen und eher langfristigen Perspektiven hinsichtlich der gemeinsamen Zukunft zu unterscheiden, gehe ich im Folgenden zwei verschiedenen Spuren nach, die ich zum einen mit ›Nächstes Treffen‹ (kurzfristig) und zum anderen mit ›Wie geht es weiter?‹ (langfristig) bezeichnet habe. Eine ähnliche Unterscheidung in Bezug auf den Zukunftsbegriff findet sich in Lefebvres (1977, S. 61) drittem Band der *Kritik des Alltagslebens*, wo zwischen dem ›Ungewissen‹ (i.S.v. naher Zukunft) und dem ›Unvorhersehbaren‹ (i.S.v. ferner Zukunft) unterschieden wird.

Neunte Spur – Nächstes Treffen

Während der Zeit, in welcher B. und ich über ihre Beziehung sprechen, ist ihr Partner mit dem Auto unterwegs zu ihr: Geplant ist, eine Woche zusammen zu verbringen, gemeinsam Verwandte zu besuchen und somit die ›getrennte‹ Zeit während der Fernbeziehung kurz zu unterbrechen. Dieser Unterbruch bzw. die Aussicht auf die bevorstehende gemeinsame Woche wird von der Erzählerin B. gerade zum Zeitpunkt des Gesprächs als das Positivste überhaupt an ihrer Fernbeziehung bezeichnet, nach dem ich sie direkt nach dem für sie positivsten Aspekt gefragt hatte:

B: Ähm, also das Positivste ist, dass er heute in die Schweiz kommt (lacht).

M: Ah ok, ah cool.

B: Genau, heute Abend. Er ist jetzt mit dem Auto unterwegs (lacht), weil er gerne Auto fährt, macht er das jeweils trotzdem noch ... das sind irgendwie so elf Stunden, also es ist gleichwohl noch ein bisschen ein Weg. Und ja wir gehen über die Ostertage noch zu Verwandten nach (Land) und es ist halt auch irgendwie cool, wenn man ihn dann so ein bisschen wirklich in die Familie einbringen ... wo mein Vater aufgewachsen ist und so. (B: 739-746)

Eine weitere Dimension im Hinblick auf diesen anstehenden Besuch ihres Partners eröffnet sich im Fortgang von B.s Erzählung:

Ich kann mich jetzt mega auf diese diese Woche freuen, auch wenn ich vielleicht jetzt wahrscheinlich noch trotzdem wieder lernen muss für das Semester oder was auch immer (lacht). Dass ich trotzdem weiß, [...] das Leben geht trotzdem weiter, auch wenn er da ist, aber es wird ... es ist trotzdem viel einfacher, dann kann ich vormittags einfach schnell lernen, wenn er schläft und dann können wir den Rest des Tages genießen. Und ich bin dann jeweils sogar konzentrierter und fast ein bisschen wie erholter, um mich einfach vier Stunden wirklich hinsetzen oder was auch immer. Das das ist echt ein (auf?) ... also das hat bis jetzt immer gut geklappt (lacht). (B: 749-759)

Das Leben, wie dies die Erzählerin B. hier äußert, »geht trotzdem weiter«, auch wenn das nächste Treffen mit dem Partner ansteht und die »getrennte« Zeit kurz unterbrochen wird. Mit »Leben« meint B. hier wohl die Anforderungen ihres Studiums, für das sie offenbar auch in vorlesungsfreien Zeiten und während Besuchen ihres Partners arbeiten muss. In diesem Zusammenhang wird herausgestellt, dass diese Situation – nämlich ihren Partner bei sich zu haben, mit ihm die Nachmittage verbringen zu können sowie das Lernen-Müssen auf die Vormittage zu beschränken – ganz positiv sei und dass das auf diese Weise auch »bis jetzt immer gut geklappt« habe. Diese in die nahe Zukunft gerichtete Perspektive auf das nächste Treffen erscheint als immer schon durchwoben von bisherigen Erfahrungen, welche die Erzählerin in der Vergangenheit während Besuchen ihres Partners gemacht hat. Die geäußerten Zukunftsperspektiven rekurrieren immer auch auf Vergangenes.

Zehnte Spur – Wie geht es weiter?

Die Erzählerin A. kommt – wie weiter oben im Rahmen der Ausführungen zur zweiten und zur achten Spur bereits festgehalten wurde – in ihrer Erzählung immer wieder auf die eigene berufliche Situation und diejenige ihres Partners zu sprechen. Diese führt sie auch im Kontext der Feststellung des Umstands ein, dass sie und ihr Partner außer im ersten Jahr, in dem sie am gleichen Ort gelebt und gearbeitet haben, während ihrer fünfjährigen Beziehung nie länger gemeinsam an einem Ort gewesen seien. Dies zu ändern, stellt eine als längerfristig zu bezeichnende Zukunftsperspektive im Hinblick auf ihre Beziehung dar, die aus der gegenwärtigen Situation der Erzählerin heraus geäußert wird. Die unten stehende Passage, die als evaluierend oder bewertend bezeichnet werden kann, findet sich ganz zu Beginn des Gesprächs mit A. und die ersten beiden Sätze daraus wurden im Rahmen der Ausführungen zur zweiten Spur (Gründe für eine Fernbeziehung) bereits zitiert:

Ähm und für mich ist es im Moment auch eine coole Lösung, aber schon auch mit der Perspektive, dass es irgendwann einfach ändern muss. Also dass man irgendwann zumindest einmal längere Zeit am gleichen Ort ist. Ich glaube auch nicht,

dass das dann so eine statische Situation sein wird, wo man dann irgendwie so, ja, von jetzt an sind wir immer zusammen, sondern einfach ein Jahr mal zusammen und nachher vielleicht wieder einmal getrennt. Einfach dass man irgendwie mal wieder zusammenkommt und ja ... Ja, und einmal dieses Zusammenleben ausprobieren kann, weil irgendwie, nur weil es auf die Ferne funktioniert, heißt das ja noch lange nicht, dass es, wenn man im gleichen Haushalt wohnt, nachher auch funktioniert. (A: 19-28)

Der unbestimmte zeitliche Horizont dieser Zukunftsperspektive von A. findet seinen Ausdruck in der Verwendung des Wortes »irgendwann«. Nicht unbestimmt bleiben hingegen ihre Überlegungen dahingehend, dass dieses »Ausprobieren des Zusammenlebens« nicht auf Dauer gestellt wäre und es sich nicht um »eine statische Situation« (A: 22) handeln würde. Die Option möglicher zukünftiger Fernbeziehungsphasen hält die Erzählerin A. hier offen.

Im ersten Gespräch mit L. stellt diese einen begrenzten zeitlichen Horizont für die (geplante) Dauer ihrer Fernbeziehung heraus: Diese solle maximal drei Jahre dauern. Die Zukunft der Beziehung wird von L. auf jeden Fall in der Form einer »Nahbeziehung« gesehen:

Als ich mich dann entschieden hab, ähm für den Master wegzugehen, eben die Fernbeziehung dafür einzugehen, war's dann eigentlich auch schon so gedacht, dass ich hier maximal drei Jahre bin. Und dann sieht's wieder anders aus. Also das war jetzt auch nicht so, wir sind jetzt in 'ner Fernbeziehung und müssen die für immer führen, sondern das war immer mit Aussicht, wir haben die Option, bestimmt eines Tages wieder irgendwie zusammenwohnen zu können. (L1: 544-550)

Im zweiten Gespräch, das ungefähr einen Monat nach dem ersten Gespräch stattfand, führt die Erzählerin L. ganz zum Schluss aus, inwiefern sich ihre und die Situation ihres Partners im Hinblick auf gemeinsame Zukunftsperspektiven nun geändert habe:

Kann jetzt sogar sein, dass ich ab Oktober nochmal die Uni wechsle, wenn das alles klappt. Und dann sind wir sogar nur noch eineinhalb Stunden voneinander getrennt, das heißt nochmal 'ne Stunde weniger, das ist ja auch schon mal was. Aber dann weiß man halt nicht, weil er nächstes Jahr ein Referendariat anfängt, wo er dann hinkommt. Also das kann sein, dass er auch nochmal wo ganz anders hinkommt und dann ... (L2: 309-314)

Hiermit eröffnet L. einen – nicht ganz ausgesprochenen, da der letzte Satz abgebrochen wurde – Ausblick in eine unvorhersehbare Zukunft, die stark von der Situation des eigenen Studiums wie auch der Ausbildung ihres Partners abhängig gemacht wird. Diese Situation erfordert es möglicherweise, die ursprünglich ge-

plante Maximaldauer der Fernbeziehung von drei Jahren noch etwas auszudehnen. Eine gewisse räumliche Annäherung – eine um eine Stunde verkürzte Zugfahrt – erscheint jedoch nicht ausgeschlossen, zumindest wenn der vorgesehene Uniwechsel möglich ist und L.s Partner für sein Referendariat nicht allzu weit von seinem jetzigen Wohnort wegziehen muss. Einerseits kommt in dieser Passage eine gewisse Handlungsungewissheit zum Ausdruck, die auf äußeren Umständen basiert: So ist noch nicht klar, ob der Wechsel an eine andere Universität tatsächlich klappen wird und wo ihr Partner sein Referendariat absolvieren kann. Andererseits beschreibt sich die Erzählerin in dieser Passage aber auch als aktiv Handelnde in Bezug auf die Entscheidung, gegebenenfalls ein weiteres Mal ihren Studienort zu wechseln.

4.2 Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.

In der narrationsanalytischen Arbeit mit verschiedenen Erzählpassagen aus den beiden Gesprächen mit der Erzählerin F., die im Abstand von gut einem Monat stattfanden, tritt die zeitliche Dimension im Vergleich zur räumlichen noch weiter in den Hintergrund als in den bisher verfolgten zehn Spuren. Im Folgenden stehen thematische Verbindungslien im Fokus, denen nicht in chronologischer, linearer Weise, sondern »von ihrer Mitte her« (Deleuze & Guattari, 1977, S. 37) nachzugehen sein wird.⁴ Dafür suche ich nach Möglichkeiten einer rhizomatischen Analyseperspektive sowie einer entsprechenden Darstellungsform.

In *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II* haben Deleuze und Guattari (1992) solche Möglichkeiten umgesetzt: »Ohne eine durchgehende Argumentationslinie werden dabei in jedem Textabschnitt unterschiedliche thematische Plateaus entworfen, die zahlreiche Bezüge zueinander unterhalten und in beliebiger Reihenfolge gelesen werden können« (Quadflieg, 2009, S. 277; vgl. Buchanan & Lambert, 2005, S. 5). Dieses rhizomatische Denken und Schreiben in Plateaus basiert auf einem spezifischen Raummodell, das die beiden Autoren als »glatten Raum« bezeichnen (vgl. Deleuze & Guattari, 1992, S. 658ff.). Das Wuchern des Rhizoms, dessen Offenheit und Dynamik, wird durch den glatten Raum begünstigt. Quadflieg (2009) führt aus, dass der glatte Raum »keiner vorgegebenen homogenen

4 Damit zusammenhängend formuliert Hetherington (1998) Folgendes: »The bits may come together and be held in some tension with one another, there may be some sort of story that we can read, but they do not come together as a whole that denotes something more than their sum [...]. If there is a whole, the gem that our analysis seeks to capture, we can never see it except through a myriad of many distinct, if [sic!] connected facets that refract and unsettle a total perspective« (S. 12; vgl. ebd., S. 9).